

# DER VERLUST DER IDENTITÄT ZU DEN ROMANEN VON SIEGFRIED LENZ

Jan T. Schlosser

## I

Die von Siegfried Lenz verfasste Prosa widerspiegelt ein Kernproblem der Moderne: Das Individuum ist vom Verlust der Ich-Identität bedroht, weil es keine vorgegebene, konstante Identität mehr gibt. In einer solchen Lebenswelt stellt die Identität selbst eine instabile Kategorie dar. Überblickt man die wissenschaftliche Literatur zum Problemfeld der Identität, stehen sich zwei übergeordnete Modelle gegenüber, wie Identität sich überhaupt gründet: Auf der einen Seite die „Instanz, die über die Identität eines Menschen Auskunft zu geben vermag, ist der betreffende Mensch, ist das Subjekt selbst“ (Hauber, 1995, 3), auf der anderen das Konzept von „Identitätsentwicklung als psychosoziale Entwicklung, als ständige Wechselwirkung zwischen Individuum und Gesellschaft“ (Lüttge, 1997, 146). In seinem Werk zieht Lenz die Konsequenzen daraus, dass die „Konzeption von Identität als Fundament einer unverwechselbaren Individualität“ (Gidion, 2004, 12) in der Moderne nicht mehr gegeben ist, und reflektiert Identität als eine in hohem Maße umweltbestimmte Kategorie:

Das Unternehmen Identitätssuche, auf das sich fiktive Personen stellvertretend eingelassen haben, endet mit der Erkenntnis, daß es immer die anderen sein werden, die zu unserer Identität entscheidend beitragen. Die reine, die dauerhafte Selbstbestimmung bleibt dem Einzelnen unmöglich. Der inständige Wunsch, sich selbst zu wählen, stößt auf den Einspruch der Welt. Diese Erkenntnis anzunehmen, heißt, sich durch sie ruinieren zu lassen: wir sind um den kostbarsten Besitz gebracht, um den Besitz unserer Entwürfe für ein ersehntes Ich. Was in dieser Lage bleibt, ist klarsichtige Resignation (Lenz, 1983, 144).

„Klarsichtige Resignation“ heißt, dass Lenz in seinen Erzähltexten die Interaktion seiner Helden mit ihrem sozialen Umfeld in den Mittelpunkt stellt. Negative Erfahrungen mit der Umwelt „reduzieren die Möglichkeiten der Wahl“ (Lenz, 1983, 42). Der einzelne Mensch steht vor der unmöglichen Herausforderung, die Geschlossenheit seiner Identität zu bewahren. Dennoch sollte er wählen: „Man muß wählen, auch wenn die Wahl eine Möglichkeit des Irrtums einschließt. Wer seine Wahl trifft, hat die Zukunft im Auge, eine, das ist klar, unsichere Zukunft“ (Lenz, 1983, 51).

Der Psychologe Erik H. Erikson „sieht die linear begriffene Zeit nicht als Grundlage für die Bildung von Identität, sondern versteht vielmehr eine stabile Identität als Voraussetzung für ein ‚normales‘ Zeiterleben“ (Sistig, 2003, 19). Für Lenz hingegen lässt sich Identität nur im Kontinuum der Zeit reflektieren. Dem Erzählen kommt eine besondere Bedeutung zu. Erst die Erzählung ermöglicht die bewusste Wahl, die – freilich nur – zeitweilige Annahme des mit einer authentischen Identität versehenen Selbst. Die lineare Zeitwahrnehmung wird zur zentralen

Kategorie der Identitätsbildung. Wiedererzählend übernimmt das Subjekt die Verantwortung für seine Lebensgeschichte und gewinnt sich selbst zurück. Die poetologischen Grundprämissen von Siegfried Lenz entsprechen durchaus der Forderung nach der narrativen Vermittlung der Identitätsproblematik. Eine verwirklichte Ich-Identität ist demnach nur dann erreichbar, „wenn es mir gelingt, Übereinstimmung und Kontinuität mit mir selbst in meiner Lebensgeschichte zu verwirklichen“ (Fuhrmann, 2007, 140), denn die Ich-Identität „verbindet das *Nacheinander* meiner Erfahrungen und Entscheidungen zur *Kontinuität* meiner *Lebensgeschichte*“ (Fuhrmann, 2007, 138). Lenz unterstreicht, „daß es für die Überlieferung menschlicher Erfahrung keine geeignetere Form gibt als die der Erzählung“ (Lenz, 1992, 26). In der Fiktion wird das realiter Unerträgliche überschaubarer. Erzählen bedeutet, eine Antwort auf in der empirischen Wirklichkeit angesiedelte negative Erfahrungen zu geben. Die eigentliche Interpretation obliegt aber dem Leser: „Wenn ich mich der Frage: *Wer bin ich?* ernsthaft stelle, dann ist grundsätzlich nur *eine einzige* „Antwort“ möglich: die Erzählung meiner persönlichen, lediglich mir selbst und keinem anderen zukommenden *Lebensgeschichte*“ (Fuhrmann, 2007, 138). Als aktiver Rezipient ist der Leser aufgefordert, „sich mit anderem Schicksal zu vergleichen und gegebenenfalls Schlüsse aus dem Vergleich zu ziehen“ (Lenz, 1992, 88). Der Leser muss die Identitätsproblematik für sich klären.

Lenz tritt zwar als Fürsprecher einer gegenwartsbezogenen, soziale Konflikte thematisierenden Literatur hervor, sucht den Verwerfungen der Moderne indessen mit den herkömmlichen Erzählmodi des traditionellen Geschichtenerzählers zu begegnen. Lenz stellt sich die Aufgabe, das zeitliche *Nacheinander* menschlicher Erfahrungen in erzählerischer Form zu entfalten. Literatur definiert er als Erinnerungsarbeit, als Gedächtnisspeicher:

Ich denke an einen Begriff, der mir viel bedeutet. Er stammt von Herder und heißt: Gedächtnisarbeit. Worauf er verweist, ist offensichtlich; es sind die Mühen, die Widerstände, die Verluste und die Gewinne, die im Prozeß des Erinnerns auftreten. Gedächtnisarbeit: das ist Suche und Befragung und Aneignung. Wir eignen uns das Vergangene an – auf welche Probe es uns auch stellt (Lenz, 1992, 18f.).

Literatur wird „durch etwas ganz Bestimmtes immer wieder mobilisiert und angestiftet [...], nämlich durch einen konkreten Mangel, durch Abwesenheit“ (Lenz, 1982, 46). Der Verlust figuriert als Antrieb des Erzählens. Es geht darum,

das Verlorene noch einmal in der Erinnerung zu beleben, um die Gegenwart, oder sagen wir: die Wehrlosigkeit in der Gegenwart erträglich zu machen [...] etwas vor dem Vergessenwerden zu bewahren, einen Verlust aufzuhalten (Lenz, 1982, 107).

Geradezu leitmotivisch zieht sich das Problem des Verlustes durch die Lenzschen Romane. In der Forschung ist der Problemkomplex des Identitätsverlustes bei

Siegfried Lenz hingegen noch nicht ausführlich beleuchtet worden.<sup>1</sup> Vorrangiges Ziel dieses Beitrags ist es, durch die Untersuchung von vier Romanen Lenz' übergeordneten Werkstandpunkt zu erfassen.

## II

Für den Autor Siegfried Lenz stehen „das Verstehen und das Verstandenwerden“ (Lenz, 1981, 9) seit jeher im Mittelpunkt. In dem Roman *Der Verlust* erweist sich die Hauptperson Uli als ein Sprachrohr der Lenzschen Poetik: Erkenntnis mag zwar ein hehres Ziel sein, doch in der Moderne gibt es keine endgültigen Antworten. Dies hebt Uli noch vor dem Eintreten seiner schweren Erkrankung hervor:

Er sitze zufällig unter sieben Bänden Proust, stellte er fest, und wenn er zum Beispiel diesen Autor recht verstanden habe, dann vermittele Literatur die Einsicht, daß der Mensch schließlich unerkennbar bleibt. Wenn's hoch kommt: vorläufige Gewißheiten. [...] Wenn aber jedes Wesen sich fortwährend ändert und zerfällt, dann könne es keine endgültige Identität erhalten. Er, Uli, sei der Ansicht, daß Literatur auch dies als Aufgabe anzusehen habe: die Unerkennbarkeit des Menschen zu bestätigen (Lenz, 1981, 116f.).

Der Zerfall der Identität ist die Grundprämisse, auf die der Autor seine fiktionale Textwelt aufbaut. Das Dilemma, dass das Subjekt in der Moderne einem steten Identitätswandel unterliegt, versucht Uli zu lösen, indem er den Identitätswechsel als etwas selbst gewähltes zu legitimeren sucht. Seine häufigen Berufswechsel sind Ausdruck und Konsequenz dieser Wahl. Mit der Akzeptanz der instabilen Identität bezieht sich Uli auf einen Lebensentwurf, der den Vorstellungen seiner Freundin Nora entgegengesetzt ist.

Nora wünscht sich,

ohne Erschütterungen zu leben, am Rande, in Verhältnissen, die nicht fortgesetzt Entscheidungen nahelegten – das, dachte sie, müßte Glück sein. [...] Er, das wußte sie, bezog seine Sicherheit daraus, daß er jederzeit das Recht für sich beanspruchte, neu zu wählen (Lenz, 1981, 121).

Noras „Unfähigkeit, fremde Nähe zu ertragen“ (Lenz, 1981, 39), erklärt sich vor dem Hintergrund einer resignierenden Grundhaltung, die sich den modernen, wechselhaften Lebensbedingungen und der Identitätsdiffusion verweigert. Diese Resignation hat Lenz bereits zwei Jahrzehnte zuvor in seiner Erzählung *Der Spielverderber* (1961) exemplarisch ausgestaltet. Bemerkenswert ist der hohe Grad an Identifikation, den sowohl der von der auf Verdrängungsmechanismen fixierten Wirtschaftswundergesellschaft als Spielverderber stigmatisierte Joseph Wollina als auch Nora ihrer Außenseiterexistenz abgewinnen. Die gesellschaftliche Randlage

---

<sup>1</sup> Forschung und Literaturkritik fokussieren in Zusammenhang mit Lenz' Roman *Der Verlust* (1981) eher auf den Sprach- als auf den Identitätsverlust der Hauptfigur. Vgl. etwa Reiter, 1982, und Karasek, 1981.

wird bei Lenz zur einzig denkbaren Fluchtburg vor einer oktroyierten, fremdbestimmten Identität. Deshalb ist Nora erfüllt von der Sehnsucht, „einmal auf dem Land zu leben, dort, wo man mit sich übereinstimmt [...] jedenfalls brauchte man da nicht die andern, um sich selbst zu erfahren“ (Lenz, 1981, 94). Noras Antwort auf das fremdbestimmte Leben ist die Identitätslosigkeit, bei ihr handelt es sich um eine „junge Frau, die gar nicht sein wollte“ (Lenz, 1981, 73). Daher besucht sie den Schlaganfallpatienten Uli während seines Krankenaufenthaltes nicht. Er reagiert darauf mit Unverständnis und entscheidet sich für eine abrupte Flucht aus dem Krankenhaus.

Wollte man, was der Klappentext nahelegt, in dem Roman *Der Verlust* von einer „neuen Selbstbegründung“ sprechen, so liegt diese in dem, „was durch die Flucht an Verlust entstanden war“ (Lenz, 1981, 202). Mit den immensen Folgen seines Schlaganfalls konfrontiert, muss Uli sich eingestehen, „wie fremd er sich selbst geworden war“ (Lenz, 1981, 223). Gerade auf der Flucht sind Anpassungsvermögen und Identitätswandel nämlich keine adäquaten Überlebensstrategien mehr. Im *Verlust* lotet Lenz den Identitätsverlust anhand eines Sprachverlusts aus. „Die vergeblichen Versuche, Worte zu finden für den eigenen Zustand“ (Lenz, 1981, 204), sind nicht nur für die Aphasie, sondern auch für die Selbstentfremdung des Subjekts in der Moderne symptomatisch. „Das Gemeinte löst sich auf einmal selbst auf, es läßt sich nicht festlegen, es geht einfach verloren“ (Lenz, 1981, 103) und untergräbt so die Selbstsicherheit des Individuums. Hier geht es allerdings um viel mehr als einen Sinnverlust, denn „Sprachverlust, das ist nicht weniger als Weltverlust“ (Lenz, 1981, 122). Als Schlaganfallpatient ist Uli „plötzlich ohne Verbindung zur Welt“ (Lenz, 1981, 70). Er macht die grundlegende Erfahrung, „sich einem anderen gegenüber nicht erklären zu können“ (Lenz, 1981, 160). Gegenstände, ja fundamentale Bedürfnisse lassen sich nicht mehr benennen und erscheinen nur noch als „identitätslose glasige Brocken“ (Lenz, 1981, 23) einer zunehmend undurchschaubaren Umwelt.

Auf der vergeblichen Suche nach Nora ist Uli ebenfalls „vorübergehend ohne Identität“ (Lenz, 1981, 198). Der permanente Identitätswechsel mündet in den totalen Identitätsverlust. Eine permanente Selbstbestimmung ist unmöglich. Wieder auf Station, nähert sich Uli schließlich Noras Position an, doch während ihres ersten Besuchs an seinem Krankenbett, mit dem der Roman endet, wird deutlich, dass sie Verständnis für die soziale Bedingtheit seiner vormals praktizierten ständigen Identitätswechsel erlangt hat. Eine gemeinsame Zukunft kann für Nora und Uli nur in der Versöhnung der beiden Gegenpole Identitätslosigkeit und Identitätswechsel begründet sein.

\*

Im *Heimatmuseum* (1978) wendet sich Lenz gegen den fundamentalen Geschichtsverlust. Dieser Roman unterscheidet sich grundlegend von den übrigen Lenz-Texten, die den Verlust in den Mittelpunkt stellen. Im *Heimatmuseum* wird nämlich der selbst gewählte Verlust thematisiert. Dieser garantiert moralische Integrität. Es ist so, dass „uns mitunter nur noch ein gewaltsamer Verlust die Chance zurückgibt, saubere Hände zu behalten“ (Lenz, 1978, 55). Der Verlust manifestiert

sich auch als ein Hoffnungszeichen, denn „wir müßten aufhören zu hoffen [...], wenn es nicht die Chance der Zerstörung und des Verlustes gäbe“ (Lenz, 1978, 494). Mit dem Niederbrennen des von ihm selbst nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs in Norddeutschland wieder aufgebauten masurischen Heimatmuseums setzt Zygmunt Rogalla ein Zeichen gegen die ideologische Instrumentalisierung seines Museums zu revanchistischen Zwecken in der Bundesrepublik: „In dem Augenblick, als ich das Museum zerstörte, hatte ich keine Wahl“ (Lenz, 1978, 339). Die Instrumentalisierungsversuche der Vertriebenenverbände lassen Rogalla keine Wahl, denn der von den Vertriebenen praktizierte Umgang mit der deutschen Geschichte negiert mit seinen Gebietsansprüchen gerade die zentrale Kategorie des endgültigen Verlustes, auf die das museale Konzept Rogallas abzielt:

Jeder, der bei uns durchgehen wollte, sollte uns willkommen sein, jeder, der sich in die vielgestaltige Chronik der Vergeblichkeit zu vertiefen wünschte, in die Dokumentation des unaufhörlichen Verlustes (Lenz, 1978, 479).

Die Brandstiftung ist die logische Konsequenz der Tatsache, dass es ihm nicht gelungen ist, dem Heimatmuseum den Status einer „Privatangelegenheit“ (Lenz, 1978, 423) zu verleihen. Seitens der Vertriebenenverbände ist dem Museum eine fremdbestimmte Identität aufgedrängt worden. Vor diesem Hintergrund sind die Leser aufgerufen, sich ein Urteil über den souveränen Akt Zygmunts, über die Brandstiftung zu bilden.

Im *Heimatmuseum* geht es um den Verlust des Unersetzbaren, um „das verlorene Land“ (Lenz, 1978, 15) Ostpreußen. Gleich in vielerlei Hinsicht ist der Roman das Protokoll eines Verlustes. Zum ungewollten, aus Rogallas Optik letztlich aber „selbstverschuldeten“ (Lenz, 1978, 569) Verlust Masurens als Resultat des von deutschem Boden entfachten Zweiten Weltkriegs kommt der intendierte Verlust der mit viel Liebe und Mühe gesammelten Äußerungsformen eines verlorenen Landes, einer untergegangenen Kultur. Auch schon während der NS-Herrschaft sollte das Heimatmuseum „einer Idee dienstbar gemacht werden“ (Lenz, 1978, 368), sollte als „Vorposten des Deutschtums im Osten“ (Lenz, 1978, 368) dienen. Mit dem Belassen polnischer Exponate in der Ausstellung wurde allerdings eine „stumme Opposition der Dinge“ (Lenz, 1978, 401) etabliert. Rogallas Plädoyer für kulturelle Vielfalt führte damals zur zeitweiligen Schließung des Museums.

Das Konzept des Heimatmuseums beruht darauf, dass „Heimatkunde Aufklärung nicht verhindert, daß sie vielleicht einen „Sinn“ gibt“ (Lenz, 1978, 255) und widerspiegelt damit die Lenzsche Poetik, dass wir Menschen „genötigt sind, unserer Existenz einen „Sinn“ zu geben“ (Lenz, 1978, 257). Mehr noch: „Gegen den Schmerz um die verlorene Zeit gibt es nur das eine Mittel: ihr einen Sinn zuzuerkennen“ (Lenz, 1978, 257). Der Heimatverlust wird als eine radikale Aufspaltung des zeitlichen Kontinuums erfahren, gerade Literatur aber erscheint als Annäherungsmöglichkeit an den Verlust, als sinnvolle, ordnende Chronologie: „Lassen wir den Ereignissen ihr Nacheinander“ (Lenz, 1978, 106f.).

Dem missbrauchten Terminus des Heimatverlustes begegnet Lenz nicht mit Gebiets- und Besitzansprüchen. Eine Rückkehr nach Masuren ist – nicht nur aus

politischen Gründen – ausgeschlossen. Als Warnung vor allzu großen Hoffnungen im Zuge eines florierenden „Heimattourismus“ mag der Satz gelten, dass man bei einer Rückkehr nur „Fremde, mehr oder weniger vertraute Fremde“ (Lenz, 1978, 407) erleben werde. Zu gewaltig sind die während der Flucht aus dem Osten erlittenen Menschenverluste, als dass Heimat noch als eine intakte, ungebrochene Kategorie, als dass Heimat überhaupt noch als solche wiedererkannt werden könnte. Literatur aber stellt sicher, „daß Masuren, daß dieses dunkle, verschwiegene Land erst dann endgültig verloren und aufgegeben wäre, wenn sich niemand mehr daran erinnerte“ (Lenz, 1978, 54). Nicht Territorialansprüche oder Heimattourismus, sondern die erzählende Erinnerung ermöglicht eine Rekonstruktion des Verlorenen, so dass eine „Erinnerungskultur“ (Schaal, 2006, 19) sichtbar wird: „Sobald wir uns erinnern, stellen wir die Zusammenhänge neu her. Es ist jedes Mal eine Parteinahme“ (Lenz, 1978, 451f.). Der Identitätsverlust ist durch den Heimatverlust hervorgerufen worden. Das Wiedererzählen von der Heimat soll den Verlust vergegenwärtigen und beheben.<sup>2</sup>

Heimat definiert Lenz als Zugehörigkeitsgefühl:

Heimat, das ist für mich nicht allein der Ort, an dem die Toten liegen; es ist der Winkel vielfältiger Geborgenheit, es ist der Platz, an dem man aufgehoben ist, in der Sprache, im Gefühl, ja, selbst im Schweigen aufgehoben, und es ist der Flecken, an dem man wiedererkannt wird (Lenz, 1978, 120).

Das Wiedererkennen: Heimat ist also nicht nur mit „Identitätsbescheinigungen“ (Lenz, 1978, 285) verbunden und entzieht sich damit dem für die Moderne charakteristischen Identitätswechsel, dass Individuen also ständig „eine neue Identität erhielten“ (Lenz, 1978, 248). Der Begriff „Heimat“ legitimiert für Lenz die Einzigartigkeit der Individualität: „Im Heimatgefühl liegt auch der Anspruch, unverwechselbar zu bleiben. Da möchte ich gern fragen: sollten wir denn zu unserem Ziel machen, namenlos und auswechselbar zu werden?“ (Lenz, 1978, 348). Das *Heimatmuseum* wartet mit keiner endgültigen Lösung der Identitätsproblematik auf, widersetzt sich jedoch Fremdbestimmung und drohendem Identitätsverlust. Als Text versucht es, kulturelle Identität zu erhalten.

\*

*Die Auflehnung* (1994) beschreibt die stille Revolte zweier Brüder gegen unterschiedliche Verluste. Die unter Naturschutz stehenden Kormorane stellen eine ernsthafte Bedrohung für die Existenz des Teichwirtes Frank dar. Dem drohenden Verlust seiner Existenzgrundlage begegnet er mit dem Gewehr. Einzelne Kormorane bringt er tatsächlich zur Strecke. Franks Bruder Willy leidet dagegen unter dem Verlust seiner Geschmacksnerven. Er muss seinen Beruf als Teeverkoster aufgeben, denn dem Teehandel ist durch Willy „ein hoher Verlust“ (Lenz, 1994, 29) entstanden. Finanziell ist Willy weniger bedroht als Frank, doch insgesamt führt Lenz den Leser in eine Moderne, die durch zunehmende Existenzverluste gekennzeichnet ist. Dabei

---

<sup>2</sup> Vgl. Schaal, 2006, 21.

weist der Existenzverlust weit über den Berufsverlust hinaus und manifestiert sich als Identitätsverlust.

Willy verlässt die Großstadt Hamburg und zieht sich zwecks eingehender „Selbstprüfung“ (Lenz, 1994, 23) auf das Anwesen seines Bruders zurück, „um sich über das Ausmaß und die Folgen seines Verlustes klarzuwerden“ (Lenz, 1994, 111) – auch weil er dort einen gewissermaßen vormodernen Raum der „Stille und Abgeschiedenheit“ (Lenz, 1994, 111) zu finden hofft. Franks Erinnerung an die Teichwirtschaft zu Zeiten seines Vaters und Großvaters korrespondiert mit dem von Willy angestrebten vormodernen Raum. Die Geschichte der Teichwirtschaft erscheint Frank als Projektionsfläche des souveränen Subjekts: „Er mußte sich wundern, wie die Alten alles geschafft und gemeistert hatten, ohne fremde Hilfe, nur auf sich gestellt“ (Lenz, 1994, 119). Die Fremdbestimmung in der Berufswelt schürt Verlustängste. Zudem muss Frank damit rechnen, dass sein Sohn den Familienbetrieb nicht fortführen möchte. Frank fühlt sich durch einen zukünftigen Verlust bedrängt.

Beide Brüder, die ihre Identität bislang vor allem in ihrer jeweiligen Berufssphäre entwickelt haben, sind „noch nicht bereit, sich mit dem aufgetretenen Verlust abzufinden“ (Lenz, 1994, 23). Nicht mit Resignation, sondern mit Selbstbehauptung begegnen sie ihren Aufgaben. Willy muss aber erkennen, dass der Geschmacksverlust nichts Vorübergehendes ist. Er muss sich den Verlust eingestehen, muss ihn akzeptieren lernen. Mit der für die Moderne so charakteristischen „Unentschiedenheit der Wahl“ (Lenz, 1994, 265) konfrontiert, muss er sich mit dem Geschmacksverlust abfinden: „Es gibt Verluste [...], die sich nicht ausgleichen, nicht ersetzen lassen, sie sind einmalig und unwiderruflich, und es bleibt uns nichts anderes übrig, als uns mit ihnen abzufinden“ (Lenz, 1994, 183). Zunehmendes Alter geht mit einer Einschränkung der Wahlmöglichkeiten einher: „Das ist ein Vorzug der Kindheit, man kann seine Wahl oft widerrufen; mit dem Älterwerden verringern sich dann die Möglichkeiten“ (Lenz, 1994, 317). Die Akzeptanz des Verlustes führt zu der Erkenntnis, dass man „sich selbst [...] nicht entkommen“ (Lenz, 1994, 333) kann:

Irgendwann muß man sich abfinden mit sich selbst; anscheinend hab ichs schon früh getan. Aufbrüche ins Ungewisse haben mich noch nie verlockt, und gewaltsame Schritte, mit denen man alle Verbindungen kappen möchte, erweisen sich meist als Selbsttäuschung; zumindest ein Faden ist undurchtrennbar: Erinnerung (Lenz, 1994, 333).

Wie schon im *Heimatmuseum* erweist sich die Erinnerung in der *Auflehnung* als eine zuverlässige Kategorie der Selbstvergewisserung. Der Verlust der Geschmacksnerven wird dagegen zum Symbol für die Instabilität des Individuums in der Moderne. Groß ist daher Willys „Enttäuschung darüber, daß auch der Geschmack dem Wechsel unterworfen ist“ (Lenz, 1994, 46). Den Geschmacksverlust erfährt Willy als Identitätsverlust:

Er schrieb, daß er sich mutlos fühle, leer und verbraucht, und daß nichts die Selbstzweifel beseitigen könne, die gegen jeden neuen Lebensplan

sogleich Einspruch erheben. Mitunter käme er sich vor, als habe er die Achse verloren, die ihn bisher im Gleichgewicht hielt (Lenz, 1994, 111).

Durch die Begegnung mit der jungen Corinna, einer ehemaligen Kollegin, versucht Willy, wieder „Zutrauen zu sich selbst zu gewinnen“ (Lenz, 1994, 112) – eine Empfindung, die seine Frau ihm angesichts fehlenden Verständnisses für den von ihm erlittenen Verlust nicht zu geben vermag. Er gesteht Corinna seine Liebe nicht und ihrerseits bestehen eher väterliche Gefühle für den erfahrenen Mann. Lenz nutzt die Sympathie zwischen Willy und Corinna als Rahmen zur Erörterung der Identität. Dabei steht wiederum das Problem der fremdbestimmten Identität im Mittelpunkt: „Es wird uns nicht gelingen, das Bild zu korrigieren, das andere von uns haben wollen, und daran ist nichts zu ändern“ (Lenz, 1994, 149). Dass die Identität in der Moderne in hohem Maße durch die Umwelt bestimmt wird, erhöht das Risiko eines Identitätsverlustes, eines Selbstverlustes. Wie ein roter Faden durchzieht dieser Erkenntnisgewinn die *Auflehnung*.

\*

Im *Fundbüro* (2003) geht es nur scheinbar um den „Allerweltsverlust“ (Lenz, 2003, 8) von Fundsachen bei der einstigen Bundesbahn. Das Fundbüro ist vielmehr ein Raum der Verlustprüfung, ja der Identitätsüberprüfung. Um verlorengegangene Gegenstände wieder aushändigen zu können, muss der Mitzwanziger Henry Neff „sich der Identität versichern“ (Lenz, 2003, 73), die ein jeder Antragsteller vorzugeben sucht. Henry nimmt seine Tätigkeit im Fundbüro ohne jegliche soziale Aufstiegsambitionen auf. Dort wird er jeden Tag mit Verlusten konfrontiert. Er trifft auf Menschen, die „sich mit ihren Verlusten abfinden“ (Lenz, 2003, 14) und oft allzu leichtfertig resignieren.

Die bereits in der *Auflehnung* angedeutete Kritik an den Rationalisierungs- und Ausgrenzungsmechanismen der Leistungsgesellschaft verstärkt Lenz nun im *Fundbüro*. Henrys Wohngegend wird von Jugendlichen terrorisiert, die auch vor ausländerfeindlichen Angriffen nicht zurückschrecken:

Sie halten sich für benachteiligt. Ohne es auszusprechen, empfinden sie sich als Verlierer, als schuldlose Verlierer. Sie wollen sich einfach zurückholen, was man ihnen, wie sie glauben, genommen oder vorenthalten hat (Lenz, 2003, 223).

Das für die Lenzsche Gesamtproduktion so kennzeichnende Bemühen um ein tieferes Verstehen wird im *Fundbüro* auf die sozialen Probleme der 1990er Jahre projiziert:

Ich habe bei allem den Wunsch, zunächst einmal verstehen zu lernen, rauszubekommen, warum etwas geschieht und welche Leute es sind, die sich in Rudeln organisieren und dann Gefallen daran finden, andere ihre Überlegenheit spüren zu lassen und Angst zu verbreiten (Lenz, 2003, 223).

Selbst in Henrys Familie sind Vorurteile gegenüber dem Osten Europas vorhanden. Henry wehrt sich gegen die implizite Kritik seiner Mutter gegenüber den Osteuropäern, die sich gegen „etwas Zurückgebliebenes, Erbärmliches“ (Lenz, 2003, 128) zu richten scheint. Lenz warnt seine Leser vor Vorverurteilungen und Pauschalisierungen jedweder Art. Wie in der *Deutschstunde* Siggi Jepsens 1968 steht die Suche nach den Motiven der Täter im Vordergrund.

Dass Heimatverlust ein Teil der deutschen Vergangenheitsbewältigung nach dem Zweiten Weltkrieg und dass Pflege der Tradition nicht gleich Nationalismus ist, wird im *Fundbüro* unterstrichen:

Es ist klar, wer nichts hinter sich gebracht hat, der wird den Wert der Tradition nicht begreifen. Man muß wohl eine Vergangenheit haben – oder eine lebensentscheidende Erfahrung besitzen –, um erkennen zu können, was Überlieferung bedeutet (Lenz, 2003, 65).

Bezeichnenderweise haben die rechten Jugendlichen „keine erkennbaren Gesichter, keine bekannten Stimmen“ (Lenz, 2003, 46), sie sind Repräsentanten einer Identitätsverunsicherung. Als Verlierer der Moderne leiden auch sie unter dem Gefühl der Ersetzbarkeit des Individuums. Henrys Warnung vor Vorverurteilungen junger Rechtsradikaler beruht eben darauf, dass er sich selbst als ersetzbar einstuft: „Ich hab mir angewöhnt, verlorenen Sachen nicht lange hinterherzuweinen; das meiste ist doch ersetzbar, oder?“ (Lenz, 2003, 14f.).

Während seiner Tätigkeit im Fundbüro durchläuft Henry einen Lernprozess. Trotz des begonnenen Personalabbaus im Zuge von Rationalisierungsmaßnahmen bei der Bahn lernt er, dass nicht alles im Leben ersetzbar ist, denn – man bemerke die gleichlautende Formulierung in der *Auflehnung* – „es gibt Verluste, die nichts ausgleicht, die einfach unwiderruflich sind“ (Lenz, 2003, 90). Im Fundbüro entwickelt Henry ein Berufsethos, das darauf abzielt, „den alltäglichen Verlierern“ (Lenz, 2003, 28) zu helfen. Er beherzigt damit den Rat seines Onkels, endlich eine bewusste Wahl wider die fremdbestimmte Identität zu treffen: „Eine gewisse Zeit kann man wohl so dahinleben, kann die ersten Jahre vergeuden, aber irgendwann kommt der Zeitpunkt, an dem man seine Wahl treffen und handeln muß“ (Lenz, 2003, 265).

### III

In einer Motivuntersuchung von vier Romanen wird bei Siegfried Lenz eine Verlust-Konzeption sichtbar, deren Sehnsucht nach vormodernen Lebensformen durchaus nostalgische Züge trägt. Im Erzählen von Verlusterfahrungen wird außerdem ein Selbstbehauptungswille erkennbar, der in einer durch die fremdbestimmte Identität geprägten Epoche eine Position der „klarsichtigen Resignation“ jenseits aller ideologischen Entwürfe zu legitimieren sucht. Konkrete Meinungsäußerungen und Handlungsanweisungen des Autors treten zugunsten einer erwünschten aktiven Leserrolle zurück. Moralisches und zeitkritisches Engagement sind für Lenz unabdingbare Voraussetzungen des Schreibens. Doch wenn es ihm widerstrebt, in seinen Texten eindeutige Lösungsvorschläge zu unterbreiten, so ist dies nicht nur –

wie es häufig in der Forschung behauptet wird<sup>3</sup> – auf die ideologischen Vereinnahmungen eines unter dem Nationalsozialismus Aufgewachsenen zurückzuführen, sondern auf einen grundlegenden Reflex auf die Moderne, in der es keine eindeutigen Antworten gibt.

Seine masurische Herkunft scheint Lenz selbst als Repräsentanten einer untergegangenen Welt zu prädestinieren, aber als Impuls gebend für die Autorschaft erweist sich vielmehr der Anspruch des Subjekts, sich allen Vereinnahmungen vehement zu widersetzen. Bei aller gebotenen Vorsicht, ob eine dauerhafte Selbstbestimmung möglich sei, ruft Lenz doch zur Wahl des Selbst auf.

Der Verlust ist keine festumrissene Größe, er wird von Lenz sowohl in der nationalgeographischen als auch vor allem in der privaten Dimension reflektiert. Wenngleich – ebenso wie die Identität – eine instabile Kategorie, bieten ihm die Erzählungen über das Thema des Verlustes ein gewisses Maß an Orientierung in der Welt der Moderne. Gerade mit den Texten über Identitätsverlust erlangt Lenz' Werk Repräsentativität für die Moderne. Eine erzählerische Bewältigung der Moderne bietet er bezeichnenderweise nicht an.

### Literatur

Helmut Fuhrmann: Ich-Identität, Literatur und Literaturunterricht, in: derselbe: *Literatur, Literaturunterricht und die Idee der Humanität. Aufsätze und Vorträge*, Würzburg: Königshausen & Neumann 2007, S. 135-150.

Heidi Gidion: *Bin ich das? Oder das? Literarische Gestaltungen der Identitätsproblematik*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2004.

Karl Hauber: *Identitätspsychologie*, Berlin und Heidelberg: Springer Verlag 1995.

Hellmuth Karasek: Wenn die letzte Sardine schimmert, in: *Der Spiegel*, 35, 1981, S. 165-167.

Siegfried Lenz: Am Rande des Friedens, in: derselbe: *Über das Gedächtnis. Reden und Aufsätze*, Hamburg: Hoffmann und Campe 1992, S. 85-103.

Siegfried Lenz: *Der Verlust*, Hamburg: Hoffmann und Campe 1981.

Siegfried Lenz: *Die Auflehnung*, Hamburg: Hoffmann und Campe 1994.

Siegfried Lenz: *Fundbüro*, Hamburg: Hoffmann und Campe 2003.

Siegfried Lenz: Geschichte erzählen – Geschichten erzählen, in: derselbe: *Über das Gedächtnis. Reden und Aufsätze*, Hamburg: Hoffmann und Campe 1992, S. 20-34.

Siegfried Lenz: *Heimatmuseum*, Hamburg: Hoffmann und Campe 1978.

Siegfried Lenz: Ruiniert durch Erkenntnis. Bei einer Wiederbegegnung mit Stiller und Faber, in: derselbe: *Elfenbeinturm und Barrikade. Erfahrungen am Schreibtisch*, Hamburg: Hoffmann und Campe 1983, S. 138-145.

Siegfried Lenz: Über das Gedächtnis, in: derselbe: *Über das Gedächtnis. Reden und Aufsätze*, Hamburg: Hoffmann und Campe 1992, S. 7-19.

Siegfried Lenz: Über Phantasie, in: Siegfried Lenz, Alfred Mensak (Hg.): *Gespräche mit Heinrich Böll. Günter Grass. Walter Kempowski. Pavel Kohout*, Hamburg: Hoffmann und Campe 1982, S. 13-58.

Siegfried Lenz: Von der Gegenwärtigkeit des Vergangenen. Für Manès Sperber, in: derselbe: *Elfenbeinturm und Barrikade. Erfahrungen am Schreibtisch*, Hamburg: Hoffmann und Campe 1983, S. 35-59.

<sup>3</sup> Vgl. etwa die zahlreichen Arbeiten zur *Deutschstunde*.

Dieter Lüttge: „Das Selbst zu sein, das man in Wahrheit ist“ – Schreiben und Identität in psychologischer Sicht, in: Werner Brändle (Hg.): *Identität und Schreiben – eine Festschrift für Martin Walser*, Hildesheim, Zürich und New York: Georg Olms Verlag 1997, S. 139-158.

Nikolaus Reiter: *Wertstrukturen im erzählerischen Werk von Siegfried Lenz*, Frankfurt am Main und Bern: Peter Lang 1982.

Björn Schaal: *Jenseits von Oder und Lethe. Flucht, Vertreibung und Heimatverlust in Erzähltexten nach 1945 (Günter Grass – Siegfried Lenz – Christa Wolf)*, Trier: Wissenschaftlicher Verlag Trier 2006.

Sabine Sistig: *Wandel der Ich-Identität in der Postmoderne?*, Würzburg: Königshausen & Neumann 2003.

**Biographical note:**

Jan T. Schlosser. Ph.d., 2002, Universität Aalborg, Dänemark. Zahlreiche Veröffentlichungen zur deutschsprachigen Literatur des 20. Jahrhunderts, vor allem zu Ernst Jünger, Martin Walser, Joseph Roth, zur DDR-Literatur und zum Dilettantismus.

**Summary:**

The article focuses on the topic of identity crises in the novels of German author Siegfried Lenz. He presents no solution of the identity problem, which is reflected both in a private and in a historical dimension, but has a distinct preference for nostalgic ways of life.

**Keywords:**

Identitätsverlust, Sprachverlust, Heimatverlust, Existenzverlust, vormoderne Lebensformen, Literatur als Erinnerung